

Peter Hamm

Der Provokateur aus Schwäche oder Ein Nachzügler.

Etwas über Josef W. Janker.

Heinrich Böll hat von Josef W. Janker gesagt, er sei dem Literaturbetrieb nicht gewachsen; man könnte aber auch sagen, der Literaturbetrieb sei seinerseits noch nie einer Literatur gewachsen gewesen, die nicht um Auffälligkeit bemüht ist und die so leise daherkommt wie etwa jene von Hermann Lenz oder eben von Josef W. Janker. Manchmal gibt es allerdings auch im Literaturbetrieb späte Gerechtigkeiten: so bewirkte ein einziger Essay von Peter Handke in der „Süddeutschen Zeitung“, daß ab den achtziger Jahren die Bücher von Hermann Lenz nicht mehr nur von Conaisseuren wahrgenommen wurden, ja Hermann Lenz sogar einen späten Erfolg erleben durfte. Ähnliches wiederholte sich leider nicht, als Jankers Buch „Der Umschuler“, das genau vor 40 Jahren erstmals herauskam und vom Literaturbetrieb nahezu ignoriert wurde, in einer neuen, von Peter Handke veranlassten und mit seiner Laudatio auf den Hermann-Lenz-Preisträger Josef W. Janker versehenen Ausgabe erschien. Haben wir nicht gerade das Wunder erlebt, daß auch Gert Ledig neu entdeckt wurde, ein ebenso Unzeitgemäßer wie Janker und nicht von ungefähr mit ihm korrespondierend in Verbindung. Schon im Dezember 1961 schrieb Gert Ledig an Janker: „Sie schreiben im besten Sinn des Wortes Literatur und die bemerkt man langsamer als das, was im allgemeinen als ‘Literatur’ massenweise Absatz findet. Wirkliche Literatur lebt dafür länger und überlebt in der Regel auch noch den Autor, und Sie werden in einigen Jahren schon feststellen, daß Sie eine ganze Masse Eintagsfliegen überlebt haben“. Dennoch bin ich mir sicher, daß die späte Ehrung mit dem Hermann-Lenz-Preis und Handkes tiefgründige und einfühlsame Laudatio auf Janker für ihn so etwas wie lebensverlängernd waren.

Es gibt natürlich Gründe, warum der Literaturbetrieb lieber auf Flottes und Lautes setzte als auf einen wie Janker. Der Hauptgrund ist sicher in der Beharrlichkeit zu suchen, mit der Janker schreibend einem einzigen großen Thema treu blieb, nämlich der Erinnerung an Kriegs- und Nachkriegszeit, der Erinnerung an die sogenannten „finsternen Jahre“, die für sehr viele Deutsche gar nicht so finstere, sondern vielmehr fette Jahre waren, weshalb sie sie später umso lieber im Finstern lassen und das heißt schlicht vergessen wollten.

Schon im Eingangskapitel seines „Umschulers“ kommt Mertens, das alter ego Jankers, auf der Zugfahrt von Ravensburg nach München mit einer nicht ganz reizlosen, wenn auch ziemlich chauvinistischen Studentin, einer schlesischen Baronesse, wie sich bald herausstellt, ins Gespräch, die aus ihrem Abteil-Nachbarn nicht so recht schlau wird, aber die schüchterne Verwegenheit, mit der er parliert, doch zu geniessen scheint. Als ihr bei der Ankunft im Münchner Hauptbahnhof dieser Mertens, der angeblich auf der Suche nach seiner in München verlorenen Zeit hierher gereist ist, ihren Koffer auf den Bahnsteig hinaushievt, meint sie

beiläufig: „Sie könnten mir einmal das Donisl oder den Alten Peter zeigen“, und er antwortet ihr: „Ich sähe es lieber, Sie gingen mit mir ins Occam-Lichtspiel in Schwabing, da läuft zur Zeit ein Film über Kogons ‘SS-Staat’“. Daraufhin sie: „Lachen ist wohl nicht ihre Stärke“. Und wiederum er, Mertens: „Es gab einige Gründe, es zu verlernen“. Spätestens mit diesem Satz, der zugleich eine mögliche Romanze kappt, sind wir mitten in Jankers Thema, das sich schon vor diesem Bahnhofs-Abschied ankündigte, als es von Mertens hieß, er sehe sich „aus allen vernünftigen Sicherheiten gerissen“: „Alpdrücke, Schrecken, Tagträume. Unvermutet schießt das ein, sein fast mechanisch wirkender Repetierzwang“.

Dieser sein Repetierzwang macht Mertens für viele seiner vergesslichen Zeitgenossen ziemlich schwer erträglich. Und dieser Repetierzwang machte Janker für den literarischen Betrieb zu einer ziemlichen Zumutung. Auch noch wo man ihm dort einigermaßen wohlgesonnen war, schrieb man ihn Janker eher wie eine kleine Schwäche gut. Er kommt aber aus allergrößter Schwäche. Die Metapher vom „Provokateur aus Schwäche“ hat Janker selbst einmal geprägt. Daß Schwäche eine Stärke sein kann, wußte nicht erst – wenn auch keiner so gut wie er – Robert Walser; Schwäche ist der Humus, auf dem die stärksten künstlerischen Schöpfungen gewachsen sind.

Was war für mich von allem Anfang an, also seit 1954, das Anziehende an Janker? Ich kann es mit einem einzigen Wort sagen: seine Versehrtheit. Ich reduziere diese Versehrtheit Jankers nicht auf die physische, die Kriegsversehrtheit, die ihm amtlich bescheinigte, nein, ich habe eine fundamentale, existenzielle – fast möchte ich sagen: vorsätzliche – Versehrtheit im Sinn, gegen die Sanatorien, Prothesen, Arzneien überhaupt nichts auszurichten vermögen. Und wenn es ein Linderungsmittel gegen sie gibt, dann ist dies allenfalls das Ästhetische, die künstlerische Form, das, was Thomas Mann einmal den „Drang nach Gutmachung des Lebens durch das Werk“ genannt hat. Jankers Erinnerungsvermögen und sein Repetierzwang haben ihn davor bewahrt, das Ästhetische je zum Selbstzweck verkommen zu lassen, sie haben zugleich sein Wahrnehmungsvermögen für den jeweils gegenwärtigen geschichtlichen Augenblick gesteigert; anders ausgedrückt: sie haben ihm das Geschichtliche im jeweiligen Augenblick offenbart, jenes Geschichtliche zumal, das für immer mit dem größten Zivilisationsbruch unserer Geschichte, mit Auschwitz, verbunden bleibt, und das Brecht die Gedichtzeile eingab: „Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem dies kroch“.

Von Goethe gibt es den Zweizeiler: „Willst Du Dir ein hübsch Leben zimmern,/ Mußt Dich ums Vergangene nicht kümmern“. Ich fürchte, Goethe hat diesen „Lebensregel“ betitelten Reim gar nicht ironisch gemeint, es steckte ja doch auch etwas Biedermannisches in ihm, das durch das Weimarer Ministeramt noch verstärkt wurde. In bitterster Ironie hat freilich Martin Walser diese Goethesche „Lebensregel“ seinem Aufsatz „Unser Auschwitz“ als Motto vorangestellt. In diesem Walser-Aufsatz steht der lapidare Satz: „es ist seit Auschwitz noch kein Tag vergangen“. Für Janker müßte dieser Satz vielleicht dahingehend modifiziert werden: es ist seit dem Krieg noch kein Tag vergangen.

Daß es ohne diesen Krieg, ohne die Eroberungsfeldzüge der deutschen Wehrmacht Richtung Osten allerdings auch kein Auschwitz gegeben hätte, das sagte nicht nur der tapfere Norbert Blüm einmal, als er noch Minister war, sondern das sagen implizit auch alle Bücher Jankers, vor allem aber sein Erstling „Zwischen zwei Feuern“, der von Soldaten – genau: Pionieren – an der Ostfront, in Rußland, handelt.

In diesem Buch ist in der Figur des Liebschner auch ein Antimilitarist zu besichtigen, der am Ende lieber seinen eigenen Tod in Kauf nimmt als weiterhin der nazistischen Tötungsmaschinerie zu Dienst zu sein. Auch ein Soldat, der seinen Karabiner nie benutzt hat, und einer, der bewusst über die russischen Stellungen hinwegschießt, begegnen uns dort, was mich wieder an den Janker in so Vielem verwandten Hermann Lenz erinnert, der in drei Frontjahren keinen Schuss abgab. Hermann Lenz war es, der über Jankers „Zwischen zwei Feuern“ schrieb: „Das Zwanghafte der Soldaten-Existenz wurde in der deutschen Gegenwartsliteratur wohl nie so deutlich dargestellt“.

Ich möchte noch einen Augenblick bei diesem Erstlingsbuch Jankers verweilen, von dem Heinrich Böll geschrieben hat, es gehöre „zum unverzichtbaren Bestand der deutschen Nachkriegsliteratur“. Dieses Urteil bezieht sich sicher nicht nur auf Jankers unabirrbares antimilitaristische Gesinnung – Gesinnung ist gut, garantiert aber keine guten Bücher –, dieses Urteil Bölls resultiert auch und vor allem aus Jankers literarischer Methode, es gilt seinem Stilwillen, seiner Montagetechnik, die zeitlich weit Auseinanderliegendes und Disparates zusammenzwingt, es gilt seinem Mut zur Metaphorik in einer Zeit, als die tonangebende „Gruppe 47“ noch literarischen „Kahlschlag“ propagierte, etwas, was dem gelernten Zimmermann und Bauliebhaber Janker schon als Begriff zuwider sein mußte.

„Mich haben Lyriker beeinflußt“, bekannte Janker einmal, und irgendwann hat er, in typischer Jankerscher Selbstkritik-Laune, von seiner „überzogenen Bildhaftigkeit“ gesprochen. Tatsächlich ist „Zwischen zwei Feuern“ ein hochpoetisches Buch, ohne jedoch auch nur einen Moment lang die grauenvoll prosaische Realität des Krieges, die ihm das Sujet abgibt, poetisierend zu entlasten und zu verharmlosen oder ihr gar jene schillernde Faszination zu verleihen, die sie etwa in Ernst Jüngers Kriegsprosa oft annimmt. Die Genauigkeit und spröde Zartheit von Jankers Prosa hat sicher auch etwas mit dem „Schatz an noch nicht abgegriffenen Wörtern“ zu tun, den Jankers Schweizer Schriftsteller-Freund Hans Boesch dort entdeckte, aber ebenso mit Jankers Kunst des Nicht-alles-Aussprechens, des Etwas-in-der-Schwebe-Lassens, des spezifisch Jankerschen Pointillismus – alles ist ganz da und doch nicht ganz greifbar.

Diese Kunst lässt sich besonders bewundern auch in Jankers zweitem, 1964 erschienenen Erzählungsband „Mit dem Rücken zur Wand“, in dem Janker seinem Repetierzwang treu blieb und sich, um seine eigene Formulierung zu verwenden, als „Unbelehrbarer“ erwies, unbelehrbar vom Zeitgeist nämlich, der keine 20 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs sich rückhaltlos und rücksichtslos den

Wonnen des bundesdeutschen Wirtschaftswunders hingab und an alte Schuld nicht mehr erinnert werden wollte. Ich erinnere hier lediglich an die siebte und letzte Erzählung aus diesem Buch, „Das Vorzimmer“ betitelt, in der uns der Erzähler in Gestalt eines Kriegsversehrten mit Beinprothese begegnet, der im Vorzimmer eines beliebigen bundesdeutschen Sozialamtes vor sich hindämmert und dem „eigentlich unklar ist, auf was er wartet“; während sein Blick immer wieder auf die ausgehängten Fotos von vermissten Kindern und Eltern fällt, beginnt die Gegenwart wieder einmal in die Vergangenheit zu kippen und Jankers Protagonist macht eine jener Metamorphosen durch, bei denen er nicht mehr wirklich weiß, wo und was er ist, ob ein im Schützengraben dem Tod Ausgelieferter, ein Versprengter, ein Überläufer, ein Gefangener oder ein Heimkehrer. Er ist, wie Janker selbst, dies alles in einer Person – und damit eine ziemliche Zumutung für die „formierte Gesellschaft“, also jene stillgestellte bundesrepublikanische Gesellschaft der frühen sechziger Jahre, in der es noch eine Weile dauerte, bis endlich welche kamen, die deren faulen Frieden erstmals nachhaltig störten, ich spreche von den sogenannten Achtundsechzigern, deren Furor Janker aber schon deshalb nicht verfallen konnte, weil er auch weiterhin anderen Gewalten verpflichtet blieb, seinem Repetierzwang nämlich, implizit seinem Schreibzwang, der wiederum Vereinzelung, ja Vereinsamung bedeutete. In bester Jankerscher Selbstironie spricht er in seinem 1971 erschienenen dritten Buch „Der Umschuler“ vom „gelebten Kuriosum seiner Vereinzelung“.

Auch im „Umschuler“ verbirgt sich Janker wieder hinter der Figur des Mertens, der sich jetzt aber von vornherein als Schriftsteller zu erkennen gibt und dem wir zunächst in einer dünnwandigen und entsprechend lärmgeplagten Sozialwohnung eines kleinstädtischen Wohnblocks begegnen, dessen Bewohnern dieser stimmschwache Mitbewohner offenbar gerade wegen seiner Vereinzelung, die sie ihm als Hochmut auslegen, ein Ärgernis ist, weswegen sie vor allem seine jüngere Frau schikanieren. Diese, mit ihrer, wie es heißt, „scharf aufsitzenden Intelligenz und durch erzwungenen Konsumverzicht im Umgang mit Menschen erfahrener, realistischer, illusionsloser geworden“, definiert ihren Mann „halb belustigt“ – nur halb belustigt – „als altruistischen Typ mit sozialer Macke“. Daß sie durch dessen „Mangel an gesundem Egoismus“ immer mehr in Bedrängnis gerät, wird nicht verschwiegen. Oft sieht Mertens diese seine Frau „mitten in Bewegungsabläufen erstarren“ und deckt sich dann mit Selbstvorwürfen ein:

„Warum aber baut Mertens die unzuträgliche Belastung nicht einfach ab, gibt endlich dem vernünftigen Verlangen nach Gleichheit nach, tut das Selbstverständliche mannhaft, ohne sein Gewissen mit sich herumzutragen wie ein unkommodes Gebrechen? Was also hat er ihnen (seinen Mitbewohnern, P. H.) voraus? Den durchgehaltenen Status permanenten Erinnerns? Ihr Gedächtnis strapazieren schließlich auch die Veteranen und Invaliden an ihren Stammtischen. Unter die Haut Gehendes wird anekdotisch aufgewärmt: ihre ungebrochene Mannbarkeit, als hinge noch immer von der prompten Belieferung mit Starkbier und klopfestem Kellnerinnen-Fleisch ihre Standfestigkeit ab, ihre Soldaten-Ehre.

– Jahrestage, Gedenktage. Auch Mertens altert mit ihnen. Warum setzt er sich nicht versuchsweise zu ihnen, feiert mit ihnen die zwanzigste Wiederkehr seiner Feuertaufe?“

Doch statt sich anzupassen begibt sich Mertens auf die Fahrt nach München, um in der Konfrontation mit jenen Orten und Plätzen, an denen er unmittelbar nach dem Krieg inmitten einer, wie er sie nennt, „klassenlosen Gesellschaft von Verlierern“ in seiner Eigenschaft als gelernter Zimmermann beim Wiederaufbau mithalf, sein Gewissen noch mehr zu schärfen. Und wieder ist er da seinem Repetierzwang unterworfen. Im München der Nachkriegszeit begegnet er damals den durch den Krieg sozial Deklassierten, aus der Bahn Geworfenen, für die das nunmehr verordnete „freie Spiel der Kräfte“ das endgültige Aus bedeutete – und ebenso begegnete er dort den „alten Kameraden“ mit ihren Persilscheinen und „frisierten Lebensläufen“, die der jetzt etablierte Sozialdarwinismus begünstigte und die, auf die Gräuel von gestern angesprochen, deren Urheber oder Nutznießer sie doch waren, nur mit Stereotypen reagierten wie „auch uns wurde nichts geschenkt“.

Zu ihnen zählte etwa der ehemalige „Desinfektor“, der Vergasungskammern für Treblinka mauerte, gleich nach dem Krieg Flüchtlingsbetreuer wurde, dann Gemeinderat, schließlich Kreistagsabgeordneter. „Seine Ehrenämter sind an einer Hand schon nicht mehr aufzuzählen: Sportverein, Paritätischer Wohlfahrtsverband, Kuratorium Unteilbares Deutschland“. In München erkannte Mertens damals in der Stimme eines Bayrischen-Rundfunk-Sprechers, die nun von Wasserständen und einer neuen Kaltluftfront sprach, jene Stimme wieder, die früher einmal von „Frontbegradigung und verbrannter Erde“ gesprochen hatte und beides „im Tonfall eines Unbeteiligten, eines menschlichen Neutrums“. Obwohl es von diesem „Umschuler“ einmal heißt: „Vielleicht war Mertens noch schneebblind von Wjasma her“, war dieser Mertens in München ein unbestechlicher Beobachter, vor dessen Röntgenblick sich die Kontinuität des Bösen nicht zu kaschieren vermochte. Dabei war er alles andere als ein moralischer Narziß, der immer nur die Balken im Auge der anderen sieht, vielmehr bezichtigte er sich unentwegt selbst der Mitschuld:

„Er war nicht auf erpresste Geständnisse aus; das stand ihm nicht zu, doch war er nicht blind. Das also kippte im richtigen Augenblick wie Stehaufmännchen, geriet aus der Schusslinie. Das gab einfach die getragenen Klamotten auf der Kleiderkammer ab, sprach – ohne schamrot zu werden – die neuen Parolen der Selbstversorger nach, mauserte sich und war schon tragbar? Auf Eis gelegte Blutorden, Fangschnüre und Ahnenpaß? Zwölf Jahre Wahnwitz, vergangen wie ein Kehraus vor Aschermittwoch? 'Hallo, Sie dort mit dem Lederarsch! Ihre Rennstall-Allüren an den Nagel gehängt? Kommandeur einer Radfahr-Abteilung, sagen Sie? Machen Sie's halb lang, Oberst! In B. lag die Außenstelle eines KZs, nicht eine Garnison für Radfahrer“.

Um seine qualvollen Erinnerungen zu betäuben, stürzte sich Mertens damals nach dem Krieg in körperliche Schwerarbeit, trug für ein Trinkgeld Ruinen ab,

schlug Notdächer auf, zog Zwischenböden ein – und nach einem Zehn-Stunden-Arbeitstag besuchte er auch noch die Volkshochschule, absolvierte Schreibkurse, die schlaflose Nächte zur Folge hatten. Jankers Roman „Der Umschuler“ ist nicht nur ein unersetzliches Dokument über die Nachkriegszeit mit ihren Nöten und Verdrängungen, an die sich Mertens so lebendig erinnert, als sei seither kein Tag vergangen, sondern „Der Umschuler“ ist vor allem auch der Roman einer Autorwerdung – und analog dazu der Roman einer Krankwerdung. Daß es zwischen Kunst und Krankheit eine Affinität gibt, wissen wir nicht erst seit Thomas Mann. Es war die altehrwürdige Künstlerkrankheit TBC, die Mertens aus der proletarischen Maloche in die Zauberberg-Exklusivität katapultierte, auch wenn die Sanatorien von Mertens nicht in Davos lagen. „Das ärztlich verordnete Stilliegen löste in ihm eine Euphorie aus, die tagelang anhielt“, lesen wir verwundert. Aber auch wenn Janker den Pneuträger Mertens als „Paradefall rigoros verminderter Atem-Kapazität“ apostrophiert, kann solche souveräne Selbstironie kaum darüber hinwegtäuschen, daß der gerade dem Tod auf dem Schlachtfeld Entronnenen gleich nach dem Krieg schon wieder dem Tod konfrontiert war, ein Umstand, der ihn erst rech in seinem Repetierzwang bestärken mußte.

Später – wir sind jetzt wieder in der Roman-Gegenwart der späten sechziger Jahre angelangt – trifft der wieder ins Leben – aber ins schwer beschädigte Leben – Entlassene, der inzwischen auch schon einiges publiziert hat, in München auch jene jungen Künstler und Intellektuellen – eine „Kunstflug-Staffel versierter Rhetoriker“ nennt sie Janker –, die gegen den Mief und die Selbstlügen des Adenauer-Staats rebellieren und von einer besseren, einer sozialistischen Zukunft schwärmen. Aber auch sie, die übrigens bis ins Physiognomische hinein auffallend dem Personal von Martin Walsers fortschrittsfrohem Roman „Die Gallistl’sche Krankheit“ ähneln, finden Mertens, wenngleich ihnen seine proletarische Herkunft imponiert, viel zu vergangenheitsfixiert und verpassen ihm deshalb freundlich-herablassend das Etikett „Original“.

Es ist aber nicht seiner Originalität, sondern purer Existenznot zuzuschreiben, wenn sich der vom Literaturbetrieb ebenso freundlich-herablassend behandelte Schriftsteller Mertens schließlich als Platzanweiser in einem Kino seiner Heimatstadt verdingt, ein Umstand, der einigen in seiner Umgebung, die sich gern als seine Gönner aufspielen, als Mertens’ Chance erscheint, einmal mit „wirklichen Menschen“ Umgang zu haben. Leider erweisen sich dann diese zur Kinokasse drängenden Wirklichkeitsmenschen („Wirklichkeitsmenschen“, der Ausdruck stammt von Hermann Lenz) meist als Abziehbilder jener Herrschaften, die Mertens schon in seiner Vergangenheit traumatisierten. Bezeichnenderweise sind es vor allem Kriegsfilme, in denen er sie trifft.

„Es gab neuerdings wieder einmal einen Trend zum biologisch Vollwertigen, eine Nachfrage nach ganzen Kerlen, die nicht erst lange fackeln. Die frisch installierten amphibischen Basen in Vietnam rufen nach technisch versierten Einzelkämpfern. Verdrängt sind die notorischen Versager mit ihren eingebauten psychologischen Sperren, aufgerufen die hart trainierten ‘Entlauber’ und ‘Kopfjäger’, die ihre

Jagdstrecke mit Abschußzahlen belegen – militärisch korrekt - : 'killed in action'“.

Es ist die Zeit der „Ledernacken“, ein Begriff, den Mertens so kommentiert: „Der ganze Mensch war nicht zu gebrauchen, nur Teile von ihm“. Doch Mertens insistiert weiter auf der Ganzheit – der physischen und moralischen Ganzheit – des Menschen. Entsprechend schmerzlich muß ihn bei einem Weimar-Besuch, dessen Schilderung den „Umschuler“ beschließt, die Erkenntnis treffen, wie entsetzlich nahe Kultur und Barbarei einander benachbart sind: hier Goethe- und Schiller-Haus und Liszt-Salon von Weimar – und dort, nur wenige Kilometer entfernt, Buchenwald mit der zynischen Schrift überm Eingangstor: „Arbeit macht frei!“ „Zu denken, daß bei günstigem Wind die Schüsse der Exekutions-Kommandos zu hören waren!“, denkt Mertens, der jetzt, in DDR-Weimar, die einst als „bolschewistische Untermenschen“ verfeindeten Rotarmisten sieht, deren Anblick ihm die Exekution eines gefangengenommenen sowjetischen Kommissars durch deutsche Wehrmachts-Angehörige in Erinnerung ruft. Auf der allerletzten Seite des „Umschulders“ sieht sich Mertens dann noch einmal als der „Richtschütze Eins mit genauen Kompetenzen“, als der er einmal in einem russischen Kornfeld lag – und dort es endlich vermochte, das verordnete Feindbild zu verwerfen: bewußt und „gegen jede soldatische Einsicht“ zielte er in die falsche Richtung, war nicht mehr länger lediglich „Menschenmaterial“, nicht mehr nur Teil eines Menschen, sondern endlich ein ganzer Mensch.

Ich habe zu Beginn die existentielle Versehrtheit als das Zentrum von Jankers Anziehungskraft auf mich bezeichnet. Deren Wurzeln sind nicht allein in Jankers Kriegserfahrung und schwerer Kriegsbeschädigung zu finden, sondern reichen tiefer, dorthin, wo sie eigentlich bei uns allen liegen, in der Kindheit nämlich. Dichter wird man als Kind, schrieb Marina Zwetajewa. Aber es ließe sich genauso gut sagen: Mensch wird man als Kind – oder Unmensch. Zu den Katastrophen der Kindheit zählte im Falle Jankers der frühe Tod seiner Mutter, die siebenundzwanzigjährig an galoppierender Schwindsucht starb; damals war ihr Sohn gerade drei Jahre alt. Zu Jankers Kindheits-Katastrophen gehörte auch eine, die damals sehr viele Menschen betraf, ich meine bittere Armut, die – wie Janker es formulierte – als „unkündbare Dauermieterin“ in Jankerhaus hockte, in dem es oft am Allernötigsten wie Brot und Milch fehlte, weswegen der junge Josef noch am späten Abend losgeschickt wurde, um in den Villen und Häusern der Kommerzien-, Medizinal- oder Oberstudienräte die noch unbezahlten Schusterrechnungen einzukassieren. Es konnte auch passieren, daß er aus den Hasenställen seines Onkels trockenes Brot entwendete und es für sich selbst als Nahrung einweichte.

Es bedurfte schon hohen Mutes, seine Sache später auf nichts als die Schrift zu stellen, also die Schriftstellerexistenz zu wagen, die wieder Armut bedeutete und zudem noch garantierte, daß man belächelt oder bedauert wurde oder beides zusammen. Nicht daß Janker „nichts Rechtes“ gelernt hätte, er ist ja gelernter Zimmermann wie sein Namenpatron, doch machte ihm die Lungenkrankheit einen Strich durch die Rechnung. Man sagt, Handwerk hat goldenen Boden, aber bei der Literaturkritik gilt es eher wenig, gilt als Synonym für Fleißarbeit, ganz so, als

schlösse diese das geniale Darüberhinaus aus, als wäre Genie grundsätzlich etwas ohne Bodenhaftung. Aber was wären die genialen Asams, Zimmermanns, Zürns, denen die hiesige Gegend so viel Wunderbares verdankt, ohne handwerklichen Boden? Die Literatur verlangt unter allen Künsten am wenigsten körperliche Arbeit, und manchmal will es mir scheinen, als habe der gelernte Zimmermann Janker das als ihr Manko betrachtet und habe deshalb Wert darauf gelegt, daß man seinen Sätzen noch die Arbeit ansieht, die sie gekostet haben. Da gibt es kein schiefes Bild und kein schiefes Adjektiv und keine rhythmischen Entgleisungen, und das große Baugerüst der Konstruktion, die allem zugrunde liegt, bleibt immer umrißhaft sichtbar. Janker hat Vorbilder gehabt, wie jeder, aber jene Schriftsteller, die Janker selbst seine Vorbilder nennt, haben ihn doch nur bestärken können in seinem Eigenen, Ureigenen, und überhaupt nicht auf ihn abgefärbt; zwischen Felix Hartlaub, Heinrich Böll, Gert Ledig und Uwe Johnson hat Janker seinen ganz unverwechselbaren Stil gefunden, an dem zuvorderst auffällt, wie beherrscht und konzentriert er ist. Janker passt in keine der gängigen literarischen Schubladen, und das war es wohl, was einen Schriftsteller wie Peter Handke, der sehr spät auf Jankers Bücher stieß, so sehr an diesem anzog und ihn bewog, die Laudatio auf den Hermann-Lenz-Preisträger zu halten, in der er meinem ältesten Freund so nahe kam wie niemand sonst. Und deshalb schließe ich diesen Versuch meiner Annäherung an Josef W. Janker mit dem Appell: besorgen Sie sich, falls Sie Jankers „Umschuler“ nicht schon kennen, die Taschenbuchausgabe des Suhrkamp-Verlags, die auch Handkes Laudatio enthält! Es könnten Ihnen bei der Lektüre die Augen auf- und manchmal auch übergehen.

(Gesprochen anlässlich der Veranstaltung „Janker zu gedenken“ in der Stadtbücherei Ravensburg zum ersten Todestag des Autors am 7. April 2011. Alle Rechte beim Autor).